

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Wochens. Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Nummer nicht resubscribirt, wird für das jeweilen nächstfolgende Quartal als verehrl. Abonent betrachtet, und der „Kolonist“ denselben dann regelmäßig eingefandt.

Einrückungsgebühr 14 C. die einpaltige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonemente und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franco an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichste Theilnahme bei vielfältiger Verbreitung. Bei genügsamer Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung wesentlich zweimal erscheinen.

Nr. 20.

Bern, Sonntag den 22. Mai.

Dritter Jahrgang. 1853.

Direkte und indirekte Auswandererspedition.

Bis vor kaum einem Jahre wußte der Europäer Deutschlands und der Schweiz keinen andern Weg nach Amerika zu machen, als denjenigen von seiner Heimath in einen kontinentalen Hafen, namentlich Havre, Rotterdam, Bremen und Hamburg, wo er sich einschiffte, um erst in Amerika wieder zu landen. Seit dieser Zeit hat aber eine früher nur wenig benutzte Reisegelegenheit dieser direkten Auswandererspedition bedeutende Konkurrenz gemacht, nämlich die indirekte Verschiffung, welche darin besteht, daß die Passagiere von den Häfen des Festlandes nach England übergesetzt werden und dann in einem englischen Hafen, meistens in Liverpool, sich nach Amerika einschiffen. Trotz dieser doppelten Reise geht die Ueberfahrt nach Amerika nicht eben so schnell, als z. B. direkte von Havre aus, und die Passagepreise über Liverpool sind von allen genannten Routen die billigsten, was wohl der Größe und Menge der Schiffe, welche der Liverpooler Rhederei bei dem ungeheuern Handelsverkehr der Stadt zu Gebote stehen, zuzuschreiben ist. Einen Begriff von der Großartigkeit dieser Expedition wird man sich aus dem Umstand bilden können, daß am gleichen Tage (den 28. Oktober 1852) zwei Schiffe von Liverpool, das eine mit 924, das andere mit 800 Passagieren (beide nach einer Reise von nur 24 Tagen), in New-York angekommen sind. — Doch leidet bei den genannten Vorteilen die Liverpooler Expedition auch an manchen Uebelständen, die es für denjenigen Auswanderer, der auf einige Gulden nicht zu sehen hat, gegenwärtig noch, bis wenigstens den Schreiernden davon abgeholfen ist, nicht rathsam machen, diese Route einzuschlagen. Einmal muß schon das öftere Umladen des Gepäcks manchen Verlust oder Beschädigung desselben mit sich bringen; dann gibt der Umstand, daß die bloß deutschredenden Passagiere und die gewöhnlich nur englisch verstandene Schiffsmannschaft sich einander nicht verständlich machen können, Veranlassung zu vielen Mißverständnissen. Noch häufiger sind Streitigkeiten und Kaufereien mit irischen Auswanderern, da gewöhnlich die überwiegende Mehrzahl der Hunderte von Passagieren dieser großen Schiffe aus Irlandern, einer als roh, trunks- und freisüchtig bekannten Nation, besteht. Auch ist, wie es scheint, bis jetzt auf den meisten Schiffen der Proviant ungenügend geliefert worden. In Anbetracht dieser letztern Uebelstände hat die hessisch-darmstädtische Regierung diesen Winter die Verordnung erlassen, daß Gemeinden, welche Auswanderer auf ihre Kosten über englische Häfen nach Amerika befördern lassen wollen, solche Afforde nur unter der Bedingung abschließen dürfen, daß denselben außer dem gesetzlichen Seeproviant im Einschiffungshafen noch für circa 7 fl. Lebensmittel extra geliefert werden und sie nicht auf Schiffe kommen, auf welchen sich eine größere Anzahl von Irländern befindet.

Die Hauptivalen in der direkten Auswandererspedition nach Nordamerika sind Havre de Grace und Bremen*). Wenn auch beide Häfen die Emigrantenbeförderung nicht nach dem großartigen Maßstabe betreiben, wie Liverpool, so ist sie doch immerhin sehr bedeutend und, wenigstens für Bremen, beinahe eine Lebensfrage seiner Rhederei. Bremen thut daher auch Alles, um den übrigen Häfen des Kontinents in der Verschaffung der Auswanderer nach Nordamerika den Rang abzulaufen, und hätte nicht Havre seine vortheilhafte geographische Lage und seinen sonstigen bedeutenden Handelsverkehr mit Amerika für sich, so würden sich wohl auch die süddeutschen und schweizerischen Auswanderer von ihm ab- und dahinwenden, wo durch zweckmäßige Gesetze und Einrichtungen das Möglichste zum Schutze und zur Bequemlichkeit der Emigranten getan wird. Davin läßt Havre viel zu wünschen übrig. Der Auswanderer ist darin noch immer den Uebervorteilungen von Kunnern und Gastwirthen nach dem Muster der großen amerikanischen Städte ausgesetzt und von oben herab geschieht wenig gegen dieses Unwesen. Auch bei dem schweizerischen Konsul finden unsere Landleute nicht stets die gewünschte Hülfe; viele beklagen sich im Gegentheil über die hohen Sporneln, die ihnen derselbe für seine, noch dazu unnützen, Passoja abnehme. Auch die Wohlfeilheit der Havrer Passagepreise ist oftmals nur eine scheinbare, da dieselben für die meisten Schiffe ohne die Kost berechnet werden, oder wenn diese mit inbegriffen ist, sie von den Passagieren so ungenügend befunden wird, daß sie sich noch eigenen Ertravproviand ankaufen müssen. Im erstern Falle, bei der Selbstverproviantierung, geht ferner das Kochen sehr unregelmäßig vor sich, so daß die einen schon Morgens, die andern erst Abends dazu kommen; ja es kann sich bei stürmischem Wetter ereignen, daß Viele Tage lang gar nichts Warmes erhalten, was in Verbindung mit dem meistens schlechten Trinkwasser leicht Ursache von Krankheiten werden kann. Zudem entsprechen die meisten Havrer Emigrantenschiffe ihrem Zwecke nicht, sind auch nicht offiziell dafür gebaut, sondern nehmen die Auswanderer bloß als Rückfracht nach Amerika mit, nachdem sie amerikanische Produkte, z. B. Baumwolle hergebracht haben. Daß die Behandlung durch die gewöhnlich amerikanischen Schiffsmannschaft nicht immer die humane ist, worüber man öfters klagen hört, hat wohl den gleichen Grund, wie auf den Liverpoolerschiffen. — Die Bremer Schiffe haben meist deutsche Kapitäne und Mannschaft, weshalb Mißverständnisse zwischen ihnen und den Passagieren selten sind. Die Schiffe

*) Die niederländischen Häfen Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen stehen ungefähr auf der gleichen Stufe mit Havre, so wie in Hamburg sich so ziemlich dieselben Verhältnisse wiederholen, wie in Bremen.

sind eigens zum Auswanderertransport erbaut und nach gesetzlichen Vorschriften eingerichtet, und es werden jedesmal vor der Abfahrt von Beamten diese, sowie der Seeeproviand, untersucht. Letzterer, der ungleich besser ist und namentlich mehr Fleischspeisen enthält, als der Havrer, darf nicht von den Passagieren angeschafft werden (woburch dieselben vor manchen Mißgriffen bewahrt bleiben), und wird ihnen stets gekocht und warm geliefert. Die gesetzliche Versicherung des Passagiergeldes leistet den Auswanderern Garantie, daß sie bei Unglücksfällen des Schiffes unentgeltlich an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden. Beeidigte Schiffsmänner und ein obrigkeitliches Nachweisungsbüreau stehen vor dem Runnerunwesen; den Wirthen sind bestimmte Taxen vorgeschrieben und in dem Auswanderungshotel in Bremerhafen, das zu gleicher Zeit über 2500 Gäste beherbergen kann, finden die Auswanderer gute und sehr billige Unterkunft und Kost. — Diese gesetzliche Organisation der Auswandererexpedition macht es wünschenswerth, daß die Route über Bremen auch von der Schweiz aus künftig häufiger eingeschlagen werde, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, trotzdem, daß die Seereise gewöhnlich etwas länger dauert als über Havre.

Die Kolonie „Senador Bergueiro“ zu Ibicaba in St. Paulo. Ihre Einrichtung und Verwaltung.

(Als Forts. zu Nr. 16 auf Pag. 62.)

Mitten unter diesen Beschäftigungen und Sorgen fingen die Kolonisten an, den Tribut der Veränderung des Klimas zu bezahlen, welcher theils in Schwäche, theils in Hautausschlägen (Sarnas) bestand, und bei Andern alte, schon von Europa herübergebrachte Uebel verschlimmerte. In Folge dieses unvermeidlichen Uebelstandes überlebte der Tod einige alte Leute, Eithische und Kinder. Bei den letztern war der Tod meist Folge von Gefräßigkeit, da sie in der Regel sich satt essen konnten, und bald darauf den Magen mit einer Menge Früchte überluden, an die sie nicht gewohnt waren. Dies geschah trotz allen Warnungen, und beweist die Richtigkeit des Sprichworts: „daß ein hungriger Magen keine Ohren hat.“

Die Wahl der Kolonisten war nicht sehr glücklich gewesen, da etwa die Hälfte aus Professionisten bestand, die wenig an Landbau gewöhnt waren, und den Wechsel um so härter empfinden mußten. Bei der Anlage einer Kolonie sind natürlich einige Professionisten nöthig; wenn aber ihre Zahl außer Verhältnis mit den eigentlichen Feldarbeitern steht, und sie an den Landbau sich nicht gewöhnen können, so verlieren sie den Muth, halten sich für unglücklich und theilen zuletzt diese Gemüthsstimmung auch den übrigen mit. Im Ganzen hat die Mühseligkeit der Kolonisten, wenn man ihre Lage so nennen konnte, nur ein Jahr gedauert, obgleich sie an Michts Mangel litten, und dies läßt sich auch durch den Uebergang leicht begreifen. Ueberlassen wir sie daher während des ersten Jahres — dieser Periode des Heimwehs — den unter solchen Umständen unvermeidlichen physischen und moralischen Leiden, und folgen wir ihnen in den spätern Jahren, nachdem sie sich über ihre Entfernung aus der Heimath getrübet, an den Wechsel des Klimas und der Arbeit sich gewöhnt und etwas vor sich gebracht haben, weshalb wir nun zur Lage der Kolonisten im Jahre 1851 übergehen.

Das Dorf Ibicaba liegt eine kleine halbe Stunde von den zur Fazenda gehörenden Gebäuden entfernt, und befindet sich auf einer kleinen Anhöhe am Abhange des „blauen Hügel“ (Morro Azul), welcher ganz mit Kaffeebäumen bepflanzt ist. Die Anzahl der fertigen und sämmtlich nach demselben Plane erbauten Häuser, welche mehrere gerade Straßen bilden, belief sich damals auf 39, die mit etwa 20 noch im Bau begriffenen vermehrt werden sollten. In der Mitte des Dorfes war ein großer Platz gereinigt, welcher zu einem öffentlichen Gebäude und einem Brunnen bestimmt sein sollte. Einige hundert Schritte von dem Dorfe entfernt, liegen auf einer andern kleinen Anhöhe, welche von der ersten durch einen Bach getrennt ist, die ersten Wohnungen der Kolonisten, in denen auch noch einige Ankömmlinge sich befinden, bis ihre Häuser vollendet sind. Jedes Haus beherbergt nur eine Familie; die Mauern sind von Taiba, einer Erde, die im Feuer weiß sich brennt, und mit Ziegeln gedeckt. Der Anblick dieser Gebäude macht einen angenehmen Eindruck. Sie sind 40 Palmen (Spannen) lang und 36 tief, mit einer Thüre in der Mitte und einem Fenster zu jeder Seite, sowohl vornen als hinten. Die innern Einrichtungen waren die Kolonisten nach Belieben vorzunehmen, und beim Eintritte

ist man erstaunt über die darin herrschende Ordnung und den Eindruck von Wohlhabenheit, den sie hervorbringen. Ein Durchgang theilt das Innere in zwei Theile und führt nach drei Stufen, weiß wie Jaspid, welche mit Bett, Stühlen, Tischen, Spiegeln, Wanduhr u. s. w. versehen sind. Sieht man nach der Küche, so kann man gleich sehen, daß eine gute Hausfrau da ist, und die Familie sich nicht mit Bohnen und Mandioca begnügt, sondern schon mehr Wohlleben eingetreten ist, wie man am Feuerherde, Küchengeschirr, Bad, Ofen zu Brod, Tischgeschirr, Butterfaß und der kleinen Käsepressen bemerken kann.

Begibt man sich hinter das Haus, so tritt man in einen Hof, in welchem ein mit Ziegel gedeckter Schuppen steht, der in mehrere Abtheilungen zerfällt, und eine Kuh mit ihrem Kalbe, eine Ziege, manchmal ein Pferd, Hühner, Enten und andere Hausthiere enthält. Nebenan ist das Futter aufgestapelt, welches aus Maisähren und etwas Heu besteht, und zuletzt gelangt man in den daranstoßenden Garten, welcher mit Gemüsen, Blumen, Bananen, Anisblüthen und andern Fruchtbäumen bepflanzt ist.

Der Drastiken, oder jedes andere Land kennt, dem ist es unbestreitlich, wie Kolonisten, die kurz zuvor aller Mittel beraubt und stark in Schulden waren, in so kurzer Zeit zu diesem Wohlstande gelangen konnten; allein die Wahrheit liegt hier klar vor Augen, und muß auch den Ungläubigsten überzeugen. Indeß sind nicht alle Kolonisten gleich weit fortgeschritten, denn unter einer gewissen Menschenzahl gibt es immer welche, die mehr oder weniger Fleiß, mehr oder weniger Einsicht u. s. w. enthalten, so daß ein auffallender Unterschied nicht ausbleiben kann, auch wenn sie insgesammt unter ganz gleichen Verhältnissen leben.

Kolonisation Algeriens.

Ueber das seit einiger Zeit aufgetauchte Gerücht, daß eine französisch-schweizerische Gesellschaft die Gründung einer Kolonie im großartigsten Maßstabe in Nordafrika beabsichtige, lesen wir nun in mehreren Schweizerblättern nähere Aufschlüsse, die wir der Nr. 120 des „Bund“ entnehmen und unsern Lesern hiemit vorlegen wollen.

Wir haben bereits einer in Genf gebildeten Gesellschaft erwähnt, welche bei der französischen Regierung um Abtretung einer größeren Strecke Landes zum Zwecke der Kolonisation nachgesucht hat. Auf Bericht und Antrag des Kriegsministers St. Arnaud, welcher diesen ersten Versuch, die Privat speculation bei der Kolonisation zu beibringen, einen hohen Werth beilegt, hat der Kaiser ein Dekret erlassen, durch welches jener Gesellschaft in der Nähe von Setif, Provinz Konstantine, 20,000 Hektaren Landes (die Hektare ist gleich 2,77²⁸ Schweizerjucharten) abgetreten werden. Die Gesellschaft, an deren Spitze der Graf Sautter de Beauregard, türkischer Konsul in der Schweiz und Güterbesitzer im Waadtland, steht, verpflichtet sich, auf den ersten 10,000 Hektaren, die ihr sogleich zur Verfügung gestellt werden können, 5 Dörfer von je 50 gemauerten Häusern zu errichten und dieselben mit Familien aus der Schweiz zu bevölkern. Von diesen letztern muß jede wenigstens 3000 Franken im Vermögen haben, wovon 1000 sogleich als Abschlag auf den Preis des Hauses bezahlt und 2000 in die Staatskasse deponirt werden, um den Kolonisten bei ihrer Ankunft an Ort und Stelle zur Beschaffung der ersten Bedürfnisse, wie Vieh, Geräthschaften u. s. w., zurückerstattet zu werden. Die Reise bezahlt der Fiskus. Von den 2000 Hektaren, die zu einem Dorf gehören, sind 1000 den Kolonisten, 800 der Kompagnie, 10 dem Geistlichen und Lehrer und 190 zum Gemeindegut bestimmt. Die Regierung übernimmt die Ausführung der öffentlichen Gebäude, Kirchen, Schulen, Wasserleitungen u. s. w.“ Und die Nr. 122 des „Bund“ bringt dann folgende bezügliche Nachricht:

„Man versichert, daß die Repräsentanten der Genfer Kolonisationsgesellschaft von Setif dieser Tage nach Algerien abreisen werden. Die Kolonisationsarbeiten sollen sofort beginnen und sehr eifrig betrieben werden.“

Wir können nun nicht umhin, mit wenigen Worten unsere Bedenken gegen dieses Kolonisationsprojekt auszusprechen. Wenn auch das Klima von Nordafrika durchschnittlich gesund und die Fruchtbarkeit des Bodens groß, die Lage des Landes für den Handel günstig, somit mehrere Bedingungen des Gedeihens einer Kolonie vorhanden sind, so werden doch diese wieder neutralisirt durch die unsichern

kaatlichen Verhältnisse dieser seit Jahren in ihrem Kriegszustande befindlichen französischen Besetzung und es dürfte die prophezeite Rückkehr Nordafrikas in denjenigen glanzvollen Kulturzustand, in dem es sich als römische Kolonie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung befand, wohl noch lange auf sich warten lassen. Das die Zeit einer solchen leichten Kolonisation Algeriens noch nicht gekommen ist, das lehren uns schon die Wallsterauswanderer, die vor kaum einem Jahre, durch Krankheit und Entbehrungen aller Art decimirt, im gedöhten Elend von dort wieder in ihre Heimath zurückgekehrt sind. — Uebrigens halten wir schon die Bedingungen, welche die Genfer Gesellschaft ihren noch anzuwerbenden Kolonisten stellt, für so unpraktisch, das das ganze Projekt, wie prächtig ausgedenkt es ist und wie glänzend es sich auf dem Papier ausnimmt, wohl eben Projekt bleiben und schwerlich zur Ausführung kommen wird. Leute von wenigstens 3000 Fr. Vermögen werden schwerlich daselbe einer Gesellschaft ausbezahlen, sich also dadurch dieser ganz in Hände geben und von ihr gleichsam beengen lassen, bloß um dafür das Vergnügen zu haben, mit sich Kolonisationsversuche in Algerien anstellen zu lassen. Schließlich können wir auch überhaupt unser Mißtrauen gegen Auswanderungsprojekte, die von Genf ausgehen, nicht verhehlen, indem wir uns, ohne übrigens die heutige Genfer Gesellschaft mit der damaligen identifiziren zu wollen, an die großartige Schwindel des G. C. F. Morhord unseligen Andenkens erinnern, der vor einigen Jahren Hunderte unter dem Vorgeben, durch gegenseitige Unterstützung die Auswanderung zu ermöglichen, um ihre Sparsparnisse brachte.

Anmerkung. Wir theilen vollkommen die Ansicht unseres geehrten Correspondenten über die Auswanderung nach Algerien. Nicht aber, weil das Projekt von Genf ausgeht, sondern weil die Verhältnisse des Landes unpassend, und die gekosten Aufnahmebedingungen x. genügend darstellen, wie wenig die Unternehmer in dieser Sache praktische Kenntnisse haben. Uebrigens ist es wahr, Genf hat in der Auswanderungsgeschichte traurige Antecedenzen. Der Kolonist hat schon in seinen Art. 2 und 11 von 1851 dieselben gerügt, die Herren des dortigen Auswanderungs-Comites bei Namen angerufen, Rede und Antwort zu geben; keiner aber hat auftreten dürfen, und doch waren einige Namen von Rang dabei, z. B. eidg. Oberst Klügel de Constant; der Präsident des Grüdlivereins! Dr. Dübner, Postdirektor Darrier x. Wir wollen hoffen, das das algerische Unternehmen gediegene Männer an seiner Spitze habe, als das frühere phlanthropische nordamerikanische, welches Comite nochmals aufgefördert wird, Rede und Antwort über das ihm anvertraute Geld zu geben; vielen Theilhabern wäre dieses sehr angenehm.

Verschiedenes.

— Es ist wahrlich bedauerlich anzusehen, wie eine Menge deutscher Ober- und Unteragenten ihr unbefugtes Spiel in manchen Gegenden unseres Schweizerlandes treiben. Diese Unteragenten stellen wieder Unteragenten an recht vielen Orten auf, und wohnen, wenn sie eine Legion solcher haben, strömen ihnen dann die Auswanderer in Massen zu. Solche Verhältnisse bieten gar keine Garantie und gehen große Uebelstände daraus hervor. Die realen schweizerischen Agenten werden mit diesen fremden Karttschreibern und Winkellagerern oft verwechselt und in bösen Ruf gebracht. Die Regierungen sollten daher solchen Unfug von Fremden, welche unter keiner Kontrolle stehen und sich nicht einmal unter ein fires schweizerisches Asyl stellen können, nicht dulden, besonders da man von den einheimischen Agenten Garantie fordert. — Ein allgemeines schweizerisches Auswanderungsgesetz wird auch dieses regeln.

— New-York, 9. März. Im East-River kam vorgestern ein Schiff mit Auswanderern an. Nachdem es angelegt hatte, begaben sich mehrere, da der Zollhaus-Beamte noch nicht angelangt war, ans Land, um Erfrischungen einzunehmen. Sie ließen ihre Kisten und ihr Gepäck unter der Obhut ihrer zurückbleibenden Freunde. Kaum waren jene fort, als eine Bande Raubgelande sich auf das Schiff stürzte, die daselbst zurückgebliebenen Einwanderer mißhandelte, mehrere Kisten fortstiehlen und andere zerbrachen. Als die and. Land Begangenen zurückkehrten, fanden sie sich fast alle. Was Gabe verabs; Einer behauptet, das in seiner Kiste 600 Gulden gewesen seien. Wir hören, das an den Viers sich eine organisirte irländische

Diebstahlsbande herumtreibt, vor der sogar unsere deutschen Runners sich fürchten. Ihr Zweck ist, die armen deutschen Einwanderer bei ihrer Ankunft zu bestehlen und zu berauben. — Der in Chicago erscheinende „Humorist“ meldet wie folgt: „Gute Aussichten für Auswanderer. Ein hiesiger deutscher Wirth soll, wie wir aus glaubwürdiger Quelle erfahren haben, einen Stall gekauft haben, der dazu bestimmt ist, deutsche Einwanderer darin einzuquartieren. Welch' schöne Aussichten für neue Ansiedlungen im gelobten Lande!“ (N. u. Zig.)

— Rio de Janeiro, den 4. März. Aus Vorsorge für die hier eintreffenden Fremden und zum Schutze gegen das gelbe Fieber hat die Kaiserl. brasilianische Regierung nicht allein Hospitäler errichten lassen, sondern auch viele andere Vorsichtsmaßregeln getroffen, namentlich diese, das ein Dampfschiff beständig am Hafen von Rio de Janeiro herumfährt, um die etwaigen Kranken aufzunehmen, wie aus nachfolgender Bekanntmachung zu ersehen ist:

„Die öffentliche Gesundheitsbehörde läßt hieburch bekannt machen, das ein eigenes Dampfschiff dazu eingerichtet worden ist, um alle Tage in der Nähe der am Hafen liegenden Schiffe umherzulaufen. Dasselbe wird täglich zweimal nach dem Hospital Jurujuba fahren und zwar um 5 Uhr Morgens und um 4 Uhr Nachmittags; alle fremden Kapitäne, welche Kranke an Bord haben sollten, werden ersucht, ihre Nationalflagge am Lopp des großen Mastes aufzuhissen, damit das Dampfschiff belege, und ein Boot bereit zu halten, um die Kranken an Bord desselben zu senden. Das Dampfschiff wird als Erkennungszeichen eine rothe Flagge mit einem weißen S. am Bogenspiegel führen. Die Behörde ersucht die Herren Schiffsführer, sobald an Bord ihrer Schiffe irgend Jemand sich unwohl befindet, oder das geringste Anzeichen davon haben sollte, denselben gleich auf's Dampfboot zu schicken, da hieraus durchaus kein Nachtheil für sie erwachsen, und im Gegentheil ein Aufschub dem Kranken gefährlich werden kann. Die Behörde macht gleichfalls den dabei Betheiligten bekannt, das man alle Tage bei der Hafen-Behörde, im großbritannischen Konsulate, und in der Rua dos Pescadores No. 6. jede Auskunft über den Zustand der Kranken erhalten kann.“

Nichts ohne Ursache.

Die Sitte, das sich bei einer Trauung die Brautleute gegenseitig die Hände reichen, soll von der Gewohnheit herühren, welche die Faustkämpfer haben, vor dem Beginn der Schlägerei sich noch einmal die Hände zu reichen. (Canad. Banerf.)

Freundschaftliche Winke für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Halte euch nicht in den mit arbeitssuchenden, gänzlich mittellosen Einwanderern angefüllten Seehäfen auf, sondern geht sobald als möglich nach dem Westen. Seid ihr in New-York gelandet, so ist ohne Zweifel die New-York- und Erie-Eisenbahn die beste, schnellste und billigste Gelegenheit für die Weiterreise in den Westen. Ihr könnt mißlich derselben nach jedem beliebigen Platz im Westen gehen. Das Depot dieser Eisenbahn ist am Fuß der Duane-Strasse, wo man sich einschreiben lassen kann, 85 Greenwichstraße, nahe am Wasser. Wenn ihr in diese Straße gehet, so werdet ihr die Nummer mit großen Zahlen angeschrieben sehen, gehet da hinein und zahlt eure Fracht. Da werden sie euch nicht betrügen. Sagt ihnen, sie möchten eure Güter mit ihren Karren vom Schiff holen, was sie umsonst thun. Sie haben Deutsche da, die euch verstehen. Diese New-York- und Erie-Railroad (Eisenbahn-) Compagnie hat eine vortreffliche Einrichtung gemacht, durch welche Einwanderer nach dem Westen befördert werden, ohne Gefahr zu laufen, betrogen zu werden, weshalb eben die Runners, mit welchen die Compagnie nichts zu thun haben will, die Einwanderer vor ihr warnen. Jeder Einwanderer erhält seines Scheln, worauf gedruckt ist, wie viel er bezahlt hat und zu welchem Orte. Ein Dampfboot liegt gewöhnlich an der Werste nahe beim Depot, wo die Einwanderer sich bis zur Abfahrt der Dampfwaagen in Sicherheit aufhalten können. Kommt der Emigrant nach Duristik, dem Ende der New-York- und Erie-Eisenbahn, so wird er durch eine Uebereinkunft mit den Dampfschiffen auf dem Erie-See sogleich weiter befördert. Folgendes sind die Preise für Einwanderer, die sich selbst werden in der Office der Gesellschaft N. 85. Greenwichstraße am Fuße der Duanestraße:

Von New-York nach Dunfirk 4 Dollar; nach Buffalo 4 Doll.; nach Cleveland 4 Doll. 50 Cent; nach Sanduski 5 Doll.; nach Toledo 5 Doll.; nach Detroit 5 Doll.; nach Chicago 7 Doll.; nach Ravine 7 Doll.; nach Milwaukee 7 Doll.; nach Cincinnati 7 Doll. 50 Cent. Dabei sind 100 Pfund Gepack bei jedem Erwachsenen frei. Das Uebergewicht bezahlt beim Centner nach Dunfirk 1 Doll. 25; nach Buffalo, Cleveland, Sanduski, Toledo, Detroit 1 Doll. 50; nach Chicago und Milwaukee 2 Doll. und noch etwas mehr nach Cincinnati. Von Cleveland und Sanduski aus geht eine Eisenbahn nach Cincinnati. Von Toledo geht ein Kanal nach Fortwayne und Lafayette u. s. w. nach dem nördlichen Theil des Staates Indiana sowohl als nach dem südwestlichen Theil des Staates Ohio, Defiance, Sidney, Dayton, Hamilton. Aus allem Diesem erhellt deutlich, daß die Newyork- und Erie Eisenbahn der kürzeste und wohlfeilste Weg ist, nach dem Westen zu kommen, denn wenn die Einwanderer auf dem Newyorkkanal gehen, haben sie zum Wenigsten so viele Tage nöthig, als sie auf der Eisenbahn Stunden brauchen. Auch merke der Einwanderer sich wohl, daß der Ohio-Fluß vom Monate Juli bis Oktober sehr niedrig und dann der Transport viel höher ist.

Solltet ihr in Newyork mit den gegebenen Anweisungen nicht zurecht kommen können, oder sonst Rath bedürfen, so gehet in das Lokal der Deutschen Gesellschaft, Read-Strasse 2. Thür von West-Strasse, oder auch nach Nr. 160 Washingtonstrasse im zweiten Stod, oder nach Nr. 256 zweite Strasse nahe der Avenue, wo ihr durch deutsche Missionäre zurecht gewiesen werdet, und euch soviel als möglich Hilfe geleistet werden wird, ohne alle Unkosten.

Für diejenigen Auswanderer, welche in Baltimore oder Philadelphia oder Neworleans anlanden, ist nun zu bemerken, daß das, was bei der Ankunft in Newyork hinsichtlich der Runners und Wirtschaftshäuser gesagt ist, auch dort seine Anwendung findet. Wollen sie nach dem Lake Erie, Michigan oder Wisconsin u. s. w., so thun sie am Besten, per Eisenbahn nach Newyork zu fahren, um von da die oben beschriebene Reise nach Dunfirk anzutreten. Bedürfen sie weiteren Rath, so sollten sie sich a die Deutsche Gesellschaft (in Philadelphia an Hrn. L. Herbert, Nordweste Strasse Nr. 74, in Baltimore an Hrn. Georg Sander, Baltimorestrasse Nr. 338) oder an die deutschen Missionäre wenden, welche auch in diesen Städten den Auftrag haben, den Auswanderern mit Rath und That unentgeltlich beizustehen.

Die deutsche Gesellschaft ist von den bessern deutschen Bewohnern der Hafenstädte gegründet ohne alle selbstsüchtige Zwecke, bloß in der menschenfreundlichen Absicht, ihren einwandernden Landsleuten mit Rath und That zu dienen und sie gegen Betrug und Verdrängung in Schutz zu nehmen. Hierzu ist von ihnen ein Agent angestellt, an welchen die Einwanderer mit vollem Vertrauen sich wenden und ihn nach der zweckmäßigsten Art der Weiterreise, und wenn es durchaus nöthig für sie ist, in Newyork zu verweilen, nach einem guten Gasthause, einer offenen Stelle oder sonst irgend wonach fragen können. Wenn die Einwanderer mit einander einig werden können und es sich nicht zutrauen, für sich selbst den Weg zur Office der Newyork- und Erie-Eisenbahn zu finden, so mag es auch gut sein, wenn einige Abgesandte, sobald das Schiff im Hafen ist, an's Land geschickt werden, bei der Deutschen Gesellschaft sich Rathes zu erholen, welches die besten Wirtschaftshäuser oder die besten Belegenhalten in's Innere sind; man kann den dort ertheilten Rath ohne Bedenken benutzen. Das Beste aber ist, sobald als möglich, ohne allen Aufenthalt vom Schiff weg auf die Eisenbahn, dem See Erie zu!

Um nicht krank zu werden, muß der Einwanderer sich des starken Genußes von Eßwasser, von Obst, Süßkräutern, sowie auch des Fleisches, besonders des Schweinefleisches enthalten. Auch Malzbrod darf er Anfangs nicht zuviel essen, sondern muß sich erst allmählig daran gewöhnen. Wer vom Regen durchnäßt worden ist, be darf hier noch vielmehr als in Deutschland des baldigen Umkleidens. Auch wer etwas naß geschwitzt ist, thut sehr wohl, sich umzukleiden.

Landreise nach Californien.
(Schluß.)

Es geht es in den californischen Goldminen. Der Jäger Scharrt sich mühsam 100 Doll. zusammen, geht dann nach einer andern Mine

in der Hoffnung, dort besseres Glück zu haben, und bis er hinkommt, sind 100 Doll. vertrieben und er muß abermals beim ABC anfangen.

Sacramento-City steht auf papierernen Söhlen. Obgleich sich die Stadt jeden Tag vergrößerte, so hört man doch überall klagen, daß die Geschäfte schlecht gingen. Inoffen habe ich das Geheimniß dieser Klagen leicht erwidert — keiner will mit der Farbe heraus und jeder will Kaufmann sein. Es gibt fast so viele Händler als Miner und Alles häuft sich auf Bruttelschneiberel. Selbst die Baupläge sind bedeutend im Preise gefallen.

Californien kann nie ein großes Agrikulturland werden, weil es nur hier und da Stellen gibt, die für den Ackerbau tauglich sind. Gegenwärtig ist es nur das Land des Raifers und der Schändlichkeit. Es gibt hier fast so viele Räuber als Menschen; um des Goldes willen mordet Einer den Andern, raubt und stiehlt, wo er nur kann, und nur das Lynchgesetz hält einen Schein von Recht aufrecht. Wird ein Mörder gefangen, so macht man kein Federlesen mit ihm und knüpft ihn ohne Weiteres auf.

Als ich noch in den atlantischen Staaten war, las ich einmal in einer Zeitung die Aeußerung des Senators Denton, daß so viele als nur wollten, nach den Goldgruben Californiens gehen und binnen Jahresfrist die Goldregion gänzlich leeren möchten, denn das Goldja gen werde dem Lande mehr Unheil als Glück bringen. Ich glaube, dieser Mann sprach die Wahrheit. Tausende von Vätern, die ihre Weiber und Kinder in der Hoffnung verlassen, in Californien ihr Glück zu machen, fanden nichts als — ihr Grab, und Tausende kehren gern wieder in die Heimath zurück, wenn sie nur so viel erübrigt haben, um die Reisekosten bestreiten zu können.

Anmerkung der Redaktion. Bis hier geht das Wichtigste des Herrn H. B. Scharmann seiner „Landreise nach Californien.“ Er selbst war froh, mit seinen Söhnen aus Californien wieder zurück-zufahren. Wir waren Anfangs Sinnes, die ganze Erzählung wörtlich in unser Blatt aufzunehmen, sehen aber, daß das, was noch weitläufig folgt, weiter nichts mehr Interessantes darbietet, sondern nur Wiederholungen von ausgehaltenen Strapazen und getäuschten Hoffnungen; holten aber diesen Schluß als Ergänzung zu den vorigen Nummern nach, da natürlich unser Grundsatz sein muß, alle angefangenen Artikel zu Ende zu bringen. Nach seiner Rückkunft aus Californien schließt der Verfasser, Hr. Scharmann, seinen Bericht mit folgenden Worten:

„Diese letzte Reise war nicht das wenigst Unangenehme auf meinen Wanderungen und hat mich nur in dem übrigens schon feststehenden Entschlusse bekräftigt, daß ich nie und nimmer die Küsten des stillen Meeres aufsuchen werde. Meine Reugierde nach dem gepriesenen Goldlande ist befriedigt, mein Goldfieber ist verschwunden, und ich werde zufrieden sein, wenn ich durch Fleiß und Thätigkeit mir in einem gestitteten Lande eine sorgenfreie Existenz gesichert sehe. Schließlich bemerke ich, daß ich allen meinen Landsleuten, welche vom Goldfieber berregelt angezogen sind, daß sie nur durch eigene Erfahrung gehellt werden können, gerne Auskunft und Rath über ihr Verhalten auf der Reise und in Californien geben werde; der beste Rath aber, den ich ihnen geben kann, der ist: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“

Depeschen nach Amerika.

Den „Canadischen Bauernfreund“ aus Preston Nr. 21 bis 25 erhalten. Sie wollen und dieses sehr werthvolle Blatt regelmäßig einsehen und den Abonnements-Beitrag jährlich per Wechsel auf uns erheben. Sollen wir Ihnen den „Kolonist“ auch regelmäßig einsehen, verlangen Sie durch unsere Vermittelung noch andere schweizerische Zeitungen?

Den „Schweizer-Boten“ in New-York noch nicht erhalten. An die schweizerische Wohlbüthigkeits-Gesellschaft in New-York: Mit Vergnügen werden wir Ihre edeln Bestrebungen, welche dahin gehen, den so vielen in New-York anlangenden unglücklichen Schweizer ihr hartes Loos zu mildern und zu erleichtern, mit unserm Blatte nach allen Kräften unterstützen. Bei hierauf Bezug habenden im „Kolonist“ zu publicirenden und uns zu übersendenden Mittheilungen wollen Sie aber gefälligst dafür sorgen, daß auf der Post in New-York immer die Zeitungstaren (gedrucktes) und nicht die schweren Briefstaren für uns stipulirt werden.

Die Redaktion des „Kolonist.“